

Beilage zu Nr. 69 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 13. Juni 1885.

Mammon und Marmor.

Roman von Gustav Höder.

(6. Fortsetzung.)

„Immerhin! Aber was ist Nachtigallenschlag gegen das Pastorale dieser römischen Hirten, welche mit ihren Clarinetten und Bifferini um die Adventszeit in die heilige Stadt kommen?! Im heimathlichen Deutschland wirbeln jetzt wohl lustig die weißen Flocken herab und die Schulknaben werfen sich mit Schneebällen, — aber hier ist es mild, wie im Frühling. Immer und immer wieder berauscht sich Tonhäuser an dieser Welt, die seine zweite Heimath geworden ist. Spotte nur, du nüchternen Norden, denkst er, hier ist doch noch ein gutes Stück Romantik und das Schöne wächst hier wild. . . . Jenes Römerweib in Lumpen, — deutsche Maler würden ihre Züge einer Cleopatra ausprägen, und deutsche Fürstentöchter würden sie um die stolze Höhe ihres Wesens beneiden. Dort der schwarzbärtige Mann im spitzen Hut und den kurzen Mantel malerisch um die Schulter geschlungen, — er ist gleich interessant und verdächtig, wie Fra Diavolo, und wagt sich heute fest in die Straßen, trotzdem er vielleicht gestern die Stränge eines Biergespanns durchschneiden half und einem englischen Lord die Mündung seiner Pistole auf die Brust setzte. . . . Mönche schleichen dahin, als wären sie dem Grabe früherer Jahrhunderte entflohen, Kinder spielen auf umgekehrten Säulen, und auf Gebilden der Sculptur, welche die Kunstgeschichte mit Ehrfurcht nennt, nisten Vögel. — Schwere alterthümliche Carossen schwanen durch die Straßen, phantastisch verziert, drei, vier goldstropfende Diener in sammetnen Knieheben und weißen Strümpfen schaukeln auf dem hinteren Tritt und halten sich an den Goldquasten fest und im Innern nicht der rothe Cardinalsstulpe. . . . Tonhäuser's Traum hat sich erfüllt. — Graue Nebelschleier breiten sich über seine Erinnerung an die ferne Heimath, nur die damaligen Entwürfe seiner Kunst sind ihm hierher gefolgt. Riesengroß starren sie in Sandstein und Marmor an den hohen Wänden seines Ateliers, theils vollendet, theils umgeben von Gerüsten, auf denen rührige Gehülften die Meißel schwingen. Und Besucher aus den höchsten Ständen kommen und gehen, stehen in Bewunderung verloren oder sagen ihm süße Worte des Lobes. . . . Was er aber auch geschaffen, nichts gleicht dem Gebilde, welches jener schwere, lang hinunterwallende rothe Vorhang verbirgt. Dort ist sein Heiligthum. Auf dem Mosaikboden spielt das Sonnenlicht, — purpurne Polster schwellen ihm entgegen, — Blumen duften berauschend aus kostbaren Vasen. Aber das Kostbarste, das Süßeste, was dieser geweihte Raum enthält, ist sie selbst, — Cornelia! Zwar ist ihre Gestalt noch immer in düsteres Schwarz gekleidet, — zwar ist jeder ihrer Blicke in die schwermüthige Andacht des trauernden Engels getaucht, — aber an ihrer Brust prangen die Rosen, die er für sie einst brach, und ihre Arme strecken sich ihm liebend entgegen.

Er drückt sie an sein Herz; seine Hände baden in den geschmeidigen Wellen ihrer braunen Locken, süß überhaucht es seinen Rücken unter der Umschlingung ihrer Arme, — sie hebt ihr Antlitz zu ihm empor und er beugt sich herab und senkt seine Lippen auf die ihrigen und schwelgt in dem Blumenhauche ihres Athems. „Ist es denn wahr?“, ruft er, „daß ich Dich mein nennen darf? Und all' mein Glück, und all' meinen Ruhm verdanke ich Dir, nur Dir allein! . . . Aber jetzt, da ich weiß, daß Du mein Weib bist, enthalte mir das Geheimniß, daß Dich noch immer umgiebt, und sage mir, wer Du warst.“

Ein klagerndes Seufzer entwindet sich ihrer Brust. Ihre Gestalt löst sich aus seinen umfangenden Armen. „Hat Dir meine Kälte nie gesagt, wer ich war?“ fragt sie mit dem ganzen stolzen Ernst früherer Tage. „Dast Du nie aus meinen Blicken gelesen, daß jene Frage uns für ewig scheidet?“

Lautes Gleiten ihr Fuß über das Mosaik. Er will ihr nach, — aber vergebens ist sein Ringen, vorwärts zu kommen, — er fühlt sich an den Boden gewurzelt. „Cornelia! Cornelia!“ ruft er in flehendem Tone. . . . Aber sie gleitet, ohne sich umzublicken, dahin, dahin, — theilt den rothen Vorhang auseinander und verschwindet. —

Eine furchtbare Ahnung ergaßt den Bildhauer. Er sieht einen Schrei aus und — erblickt Cornelia vor sich, regungslos steht sie auf dem Piedestal, zurückverwandelt in die Marmorstatue. Er liegt auf dem Sopha, — die Colosse, unter denen er sich vor Kurzem noch in seinem stolzen römischen Atelier bewegte, umgeben ihn als zwerghafte Gypsmodelle. Der Himmel draußen brennt im Frühroth des neuen Tages, — durch das offene Fenster tönt aus dem Garten das lustige Gezwickler der Vögel herein. Tonhäuser hat die Nacht im Atelier verbracht und Alles, was er geschaut und erlebt zu haben glaubte, seit er gestern Abend mit wachem Ohre den letzten Ton der Nachtigall vernahm, war nur ein Traum. . . .

Aber er ist nicht enttäuscht. Findet er sich auch von dem geträumten Gipfel des Künstler Ruhmes in das alte Kämpfen und Ringen nach fördernder Anerkennung zurückgeschleubert, mag ihn die schale Wirklichkeit noch so bitter höhnen, — doch lebt und athmet eine Cornelia! Und hat er sich gestern gefragt, was ihn künftig mit ihr verbinden soll, wenn ihm die Begeisterung für sein Kunstwerk nicht mehr über ihre Kälte hinausgeholfen wird, heute weiß er die Antwort: ihn fesselt die Liebe, die dieser Traum in ihm erst zum glühenden Bewußtsein entfacht hat.

Getrost und muthig, wie ein Erbhörter, macht er sich auf, das Atelier zu verlassen und mit seinen heißen Gedanken in den hellen Sonntagmorgen hinauszuwandeln. Wie er den schmalen Gang entlang schreitet, der neben dem Hause hinläuft und aus dem Garten in den umzäunten Vorplatz führt, sieht er Blumen am Boden liegen. — Es sind seine Rosen, die er ihr gestern gab. Hinter seinem Rücken hat ihre Hand sie hierher gestreut, und noch glänzt der Nachtthau auf den armen Blumen wie Schmerzentränen. . . .

Eine Weile steht Tonhäuser wie vernichtet. Eine bittere Deutung, den Strauß, den er im Traume dieser Nacht an ihrer Brust erblickt, verschmüht am Wege wiederzufinden!

Soll dies ein Zeichen für ihn sein, eine Zurückweisung? Nein, denn nie hat er die Grenzen zarter Aufmerksamkeit gegen sie überschritten. Hätte sie nur, um ihn nicht zu verlegen, die Blumen angenommen und dann gleichgültig wieder von sich geworfen, so würde sie einen andern Ort gewählt haben. Mit solcher Absichtlichkeit, mit so grausamem Raffinement verfährt die kalte Gleichgültigkeit nicht, — die Hand, die gerade hier diese Rosen fallen ließ, hatte es auf den Finger abgesehen, und wenn sie Freude an seiner Dual hatte, — gleichgültig war er ihr nicht, das erkannte Tonhäuser sehr wohl. Damit suchte er sich vorläufig zu trösten, und während er langsam Rose für Rose aufhob, belächelte er im Stillen Cornelia's Selbstderrath. —

8. Kapitel.

Asyl und Exit.

Lutthardt war ein Gewohnheitsmensch, und daher kam es, daß er noch immer bei Frau Käuscher wohnte. Sie durfte allerdings in vielen Stücken als das Muster einer Hausfrau gelten, und diese Tugend kam auch ihrem Miether zu Gute; denn er erhielt mit größter Pünktlichkeit sein Frühstück, fand stets ein sauber ausgefegtes und aufgeräumtes Zimmer, konnte sich nie über mangelhafte Reinigung seiner Kleider beklagen und erfreute sich Sonn- wie Wochentags so blanzepugter Stiefel, daß er sich darin hätte bespiegeln können. Auch war Frau Käuscher mit beinahe mütterlicher Pärtlichkeit um seine Gesundheit besorgt, und wenn er sich einmal nicht ganz wohl fühlte, gleich mit ihrem Camillen- oder Fliederthee, Senfteig oder anderen Hausmitteln bei der Hand. Aber es fehlte an jenem Respect, den ein Garçon von seiner Wirthin zu verlangen hat und Lutthardt hatte es nicht verstanden, sich bei Frau Käuscher in Ansehen zu setzen.

Regelmäßig mußte er sich, wenn er des Samstags Abends nach Hause kam, die Frage gefallen lassen, ob er auch von der Strohmatten auf dem Vorfaal den gehörigen Gebrauch gemacht habe, und kaum hatte er sein frisch geschuertes Zimmer betreten, so überzeugte sich auch schon Frau Käuscher, daß er die Stiefeln mit den Pantoffeln vertauscht habe.

Ihre Anspielungen wegen des Tabakrauchs hatten ebenso wenig nachgelassen als ihre Rebseligkeit, womit sie die Langmuth ihres Miethers so zur Unzeit auf die Probe stellte, und auch das alte Hauptthema war nicht variiert worden, sondern bewegte sich nach wie vor um ihre hoffnungsvolle Tochter Hildegard und ihren verkommenen Bruder Jochen. Lutthardts Lage hatte sich eher verschlimmert, als verbessert, denn er war, ohne es zu merken, von Frau Käuscher allmählich umgarnt und in ein solch intimes Verhältniß zu der ganzen Familie gezogen worden, daß seine Junggesellenfreiheit darunter nicht wenig litt. Oft, wenn er des Abends bei seinen Grammatiken saß oder in den Klassikern las, wurde er von Frau Käuscher genöthigt, in's vordere Zimmer zu kommen und an einer Partie Sechsbundsechzig oder sonst an der allgemeinen Familienunterhaltung theilzunehmen, und über seine freien Sonntagsnachmittage konnte er längst nicht mehr verfügen, so unentbehrlich erschien er Frau Käuscher bei jeder Landpartie, welche sie mit ihrem Gatten, der Großmutter und Julius zu Wasser oder zu Wagen unternahm. Er ahnte sehr wohl, woraus dies Alles hinauslief, denn die Ideen-Assoziation, in welcher Frau Käuscher seinen Fleiß und seine Stellung in einem so renommirten Geschäft rühmte, um dann stets auf „unsere Hildegard“ überzugehen, war durchsichtig genug, — aber er tröstete sich damit, daß es,

wenn einmal Hildegards ohnehin in unsicherer Aussicht stehende Rückkehr die ihm drohende Gefahr in unmittelbare Nähe rücke, noch Zeit genug sein werde, sich zurückzuziehen und mit der Familie zu brechen.

Lutthardt hatte einen regnerischen Sonntagsnachmittag benutzt, um sich nach Perzenlust allein zu amüßiren und in einem Café die Lectüre sämmtlicher illustrierten und schöngeistigen Wochenschriften zu genießen und lehrte gegen Abend nach Hause zurück, um in seiner lauschigen Ecke auf dem Sopha bei einer Pfeife Tabak seinen Gedanken Audienz zu geben. Aber so leise er auch die Vorfaalthüre auf- und wieder zugeschlossen hatte, so geräuschlos er auch in sein Zimmer geschlichen war, — dem scharfen Ohre der Frau Käuscher war die Ankunft ihres Miethers nicht entgangen: sie faßte ihn ab und noch ehe er in seinen Schlafrock schlüpfen konnte, war er zu einer Tasse Thee eingeladen.

Es waren einige Freundinnen auf Besuch da, und Lutthardt beneidete im Stillen Papa Käuscher, der sich jetzt im Bierhause göttlich that. Das war nämlich eines seiner Sonntagprivilegien, wozu noch die Bergünstigung gehörte, daß er die dicke goldene Uhr mit der schweren goldenen Kette zu sich stecken durfte, welche während der Wochentage über der Schiffonniere in einem sammetnen Pantoffel hing.

Frau Käuscher und ihre weiblichen Gäste führten eine äußerst lebhafteste Unterhaltung. Wie können solche alte Damen über Kleinigkeiten staunen, jubeln oder sich entsetzen! Welches Entzücken, als Frau Käuscher ein damastleines, noch von ihrer Großmutter herstammendes Tafeltuch von einer Festigkeit und Solidität der Arbeit, wie man sie heutzutage gar nicht mehr finden soll, über den Theetisch breitete, und den Damen eröffnete, daß sie von dieser Sorte ein gutes Duzend habe! . . . Wir würden die Grenzen der uns vorgeschriebenen Sprachform weit überschreiten müssen, wollten wir hier alle die Interjectionen und Epitheta getreulich wiedergeben, womit der Reihe nach die Meißner Porzellantassen, die gläsernen Präsentirteller, die silbernen Theelöffel sowie die neusilbernen Kannen und Sahnengießler begrüßt wurden, welche Frau Käuscher bei dieser außerordentlichen Gelegenheit ihrem Glaskranke entnahm und auf den Theetisch stellte. Und wohl selten ward ein Sterblicher so beneidet als „unsere Hildegard“, welche, wie Frau Käuscher in Parenthese bemerkte, alle diese Schätze und dazu auch das Duzend damastleines Tafeltücher dereinst als Mitgift erhalten sollte!

Armer Tonhäuser! Wenn Du gehört hättest, wie hier, trotz der Protestation Deines Freundes Lutthardt, über Dich abgeurtheilt ward, als eine Frage nach Deinem Befinden das Gespräch auf Dich und Dein Meisterwerk überleitete.

„Wir behalten das Ding auf dem Halse!“ rief Frau Käuscher unter Händeringen, „ich sehe es kommen, wir behalten es auf dem Halse!“

„Ich habe aber nie etwas Schöneres gesehen,“ versetzte Lutthardt, welcher für Tonhäuser eine fast scheue Bewunderung hegte.

„Das ist es eben!“ fiel Frau Käuscher ein. „Es ist zu großartig und daher ganz unpraktisch, — so unpraktisch, wie der ganze Mensch, der sich einmal noch den Schädel an der Wand einrennen wird!“

„Sie mögen nun sagen was sie wollen,“ wandte Lutthardt ein, „er ist und bleibt ein Genie.“

„Du lieber Gott, ein Genie!“ rief Frau Käuscher tabelnd. „Das Genie ist Nebensache, erst muß man wissen, wovon man lebt, erst muß man das tägliche Brod haben!“

Sämmtliche Freundinnen gaben ihre lebhafteste Zustimmung zu erkennen und Frau Käuscher fuhr fort: „Sehen Sie sich doch um in der Welt! Wie viele Bildhauer haben es denn zu Etwas gebracht? Ich will die Namen, die berühmt geworden sind, an meinen zehn Fingern herzählen. Dazu gehört Glück und Geld. Mein Alter hatte in seiner Jugend auch so hochfliegende Ideen — aber er hat noch zu rechter Zeit eingelenkt, und sich damit begnügt, sein ehliches Brod zu verdienen.“

„Sie meinen also,“ frug Lutthardt, „daß Ihr Gemahl, wenn ihm Glück oder Geld zur Seite standen hätte, ebenfalls unter die heutigen Größen der Bildhauerkunst zählen würde?“

„Welche Frage!“ rief Frau Käuscher. „Mit Geld und Protection läßt sich Alles machen, und wir wollten einmal sehen, was ohne dieses aus einem Rauch oder Thorwaldsen geworden wäre! Es hängt Alles von Glücksumständen ab.“

„Das Glück ist die Hauptsache in der Welt!“ behaupteten auch die Freundinnen.

„Gott! wenn ich meinen Bruder bedenke,“ seufzte Frau Käuscher, „wie dem das Glück in den Schooß gelaufen ist, und wie er es verschert hat! In Einem Jahre Alles durchgebracht, Alles! Was hätte der für ein Leben haben können, wenn das leidige Spiel nicht gewesen wäre! Ich war einmal acht Tage bei